

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde  
**Band:** 111 (2015)  
**Heft:** 1

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen

BAUSINGER, HERMANN: *Ergebnisgesellschaft. Facetten der Alltagskultur*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2015, 150 S.

Die Gewöhnung an das Schlagwort *Ergebnisgesellschaft* ist seit Gerhard Schulzes Studie aus dem Jahr 1992 evident, denn je geworden. Doch derzeit allgegenwärtig ist nicht mehr nur das einfache Erleben, sondern ein mit diesem einhergehendes, daraus resultierendes *Ergebnis*. So simpel und vielleicht deshalb umso besser nachvollziehbar diese Entwicklungskonsequenz erscheinen mag, das Austauschen eines singulären Buchstabens lässt eine Bandbreite neuer Dimensionen sichtbar werden. Diese zeigt der emeritierte Tübinger Volkskundler Hermann Bausinger in seinem 2015 erschienenen Buch *Ergebnisgesellschaft. Facetten der Alltagskultur*.

In einer noch von der Nachkriegszeit geprägten Generation, die mit der wirtschaftlichen und politischen Freiheit das Erlebnis als ein Highlight des Alltags wieder aufblühen liess und es sodann in allen Facetten der Extravaganz als Highlife lieben gelernt hat, reichte es aus, den Erlebnischarakter des westlichen Lebensstils zu betonen, um für (mediale) Furore zu sorgen. Eine Erweiterung dieser Begrifflichkeit, die das einfache Erleben um die daraus resultierende Ergebnisdimension ergänzt, birgt nunmehr eine Fülle gesellschaftlichen Wandels. Denn hierdurch, so die Grundthese des Buches, ist es nun «dass also das quasi sinnlose Abrufen von Ergebnissen mit der gezielten Suche von Erlebnissen und mit dem Ziel sinnvoller Gestaltung der Lebensverhältnisse konkurriert» (S. 8) und «bloßes Erleben» einem Abhaken von Ergebnissen gleichkommt.

In dem 150-seitigen Buch zeigt Bausinger seine Beobachtungen, die sich insbesondere auf Südwestdeutschland beziehen, deren Tendenz aber in den «meisten Industrienationen» (S. 8) sichtbar seien. Die in den einzelnen Kapiteln essayistisch beschriebenen Facetten der Alltagskultur sind Beiträge, die auch für sich stehend gelesen werden können und somit eine ganze Bandbreite gesellschaftlicher Verhaltensmuster aufzuzeigen vermögen.

Die Titel der Kapitel sind prägnante Wortvermählungen («Infostückwerk» (S. 29–37), «Sammelwut» (S. 103–108), «Nummernerotik» (S. 89–96)), die in ihrem mehrsilbigen Klang auch auf mehr als eine Bedeutung abzielen: So ist beispielsweise die «Rennkost» (S. 73–79) nicht nur der Ausdruck der Überwindung des «Geschmackskonservatismus» (S. 73), wie es eine Konsequenz der homogen und eintönigen Nahrungsangebote war, sondern ebenso der Prozess der Ausbreitung von Esstraditionen, wie sie viele Jahre ausschliesslich den oberen Gesellschaftsschichten vorbehalten waren. Man denke nur an das Schmausen im Gusto und Gestus der Römer. Gleichzeitig deutet die «Rennkost» an, wie Errungenschaften der (Lebensmittel-)Industrie greifen (die Stichwörter Globalisierung, aber auch modernere Konservierungstechniken müssen hier genannt werden). Somit wird erst möglich gemacht, die Erdbeere aus Brasilien oder Spanien einzufliegen oder aber auch die lokale Frucht in mannigfachen Varianten zu erhalten (jetzt dank bio-chemischer Technologien) oder vom Strauch, der auf Augenhöhe wächst, zu essen. Wohl gemerkt: Wir verzehren «to go», antisaisonal das konventionell oder biologisch Angebaute oder auch schmatzend als Slow-Food-AnhängerIn, vielleicht nebenbei über Genveränderungen debattierend. Die «Rennkost» beinhaltet nach Bausinger aber noch mehr: Es ist Nahrung, die intervallartig, aber in kleineren Mengen aufgenommen wird (S. 76). Sie ist ein Immer- und Überallessen und nicht mehr ein gemeinsames am Tisch Sitzen. Unstete Mahlzeiten sind die Essgewohnheiten des 21. Jahrhunderts. Damit ist «Rennkost» nicht gleichzusetzen mit schnellem Essen, oder «Fastfood», sondern benennt eine Reihe von Phänomenen, die mit unseren Essensgewohnheiten buchstäblich auf den Tisch kommen.

Die *Ergebnisgesellschaft* ist ein Reiseführer durch unsere vielseitige Gesellschaft, die beeinflusst von kultureller Vielfalt und Wandel (insbesondere unter «Einheitsklatsch» (S. 47–52) und «Brauchtumsgalopp» (S. 109–115) nachzulesen) immer neue Formen kulturellen Erlebens hervorbringt. Dieses Erleben ist – und das ist die These des orangefarbenen Buches – ergebnisorientiert.

Ergebnisse zu propagieren, ist nur möglich, wenn sie auch als diese kenntlich werden. Teil dessen ist sicherlich die Möglichkeit der mediale Verbreitung und das Teilen aller Tätigkeiten, die sich in ihrer Summe potenzieren und ein Schneller, Höher, Weiter, nicht nur in neoliberaler, wachstumsorientierter Politik und Wirtschaft, sondern auch in der (vermeintlich?) selbstbestimmten Lebensweise ihrer BewohnerInnen äussern. Im Abschnitt über «Tabellensport» (S. 13–27) beschreibt Bausinger einen Konsens, der sich durch das gesamte Buch zieht: «Die enge Verbindung von Leistung und Er-

gebnis gilt allgemein. Das intensive Achten aufs Ergebnis kommt zustande, wo Leistung bewertet und wo sie mehr oder weniger genau gemessen werden kann» (S. 18).

Für das Zielpublikum des Vietnamenfachs kann Bausingers Ergebnisgesellschaft als eine grundlegende Arbeit mit einführender Wirkkraft gesehen werden, deren einziges Manko ist, dass sie eine/n im Fach noch unbewegliche/n, aber interessierte/n LeserIn zu wenig an die Hand nimmt. Fehlende Fussnoten implizieren einen regen Gebrauch digitaler Nachschlagewerke und treiben damit die These des Buches auf die Spitze: Will man mehr zu fragmentarisch im Text gegebenen Hinweisen finden, ist die Schwierigkeit wohl nicht, diese Informationen zu finden, sondern wieder zurückzukehren und sich nicht von der eigenständigen Suche nach Ergebnissen verleiten zu lassen.

Bausinger will nicht, dass der Leser/die Leserin sich im «Fußnotengestrüpp»<sup>1</sup> verliert. Für ihn, den erfahrenen Emeritus, beginnt Wissenschaft wohlweislich vorher. Und so behält er recht, denn selbst der, dem Diskurs weniger Nahestehende, würde an vielen Stellen die Fussnoten in Gedanken selbstständig setzen können: Die Reflexion eigener Beobachtungen ist in Bausingers Darlegungen eine Dimension, die seine Thesen noch vertiefen und eine Erweiterung zu jeder nicht vorhandenen Fussnote liefern. Als Orientierung zu Begrifflichkeiten dient eher das vielfältige Register. Eine textinterne Vernetzung und ein kapitelübergreifendes Weiterdenken ist somit nicht nur durch (Selbst- oder Fremd-)Identifizierung möglich, sondern gibt formidable Einblicke in die Facetten des Alltags und erzielt (ob gewollt oder nicht) ein Weiterdenken der Erkenntnisse. Evident ist dabei: «Das Wort *Ergebnis* (herv. d. Verf.), das hier als Leitvokabel eingeführt wurde, lässt sich auf die sehr verschiedenen Bereiche und Sachverhalte nicht immer mit der gleichen Evidenz anwenden; [...]» (S. 40).

Das Nachverfolgen dieser Evidenzen fordert zum Weiterdenken auf – nicht nur aufgrund persönlicher Interessen und Neigungen, sondern gerade auch durch die Form des Textes. Die exemplarischen Ausschnitte alltäglicher Begebenheiten schaffen eine erste Rahmung der Ergebnisthematik und laden ein, weiterzuforschen und Ergebnisse weiterzudenken, zu vertiefen, ja, vielleicht sogar zu erzielen.

Yonca Krahn

DENNINGER, TINA, SILKE VAN DYK, STEPHAN LESSENICH UND ANNA RICHTER (Hg.): *Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft*. Bielefeld: Transcript, 2014 (Gesellschaft der Unterschiede, 12), 457 S.

Mit dem Band *Die Jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur*, der eine Reihe von kritischen Grundlagentexten aus der angelsächsischen Diskussion versammelt, brachten Silke van Dyk und Stephan Lessenich 2009 frischen Wind in die deutschsprachige Altersforschung.

Der vorliegende Band *Leben im Ruhestand* liefert nun eine umfangreiche empirische Untersuchung der «grundlegenden Neuverhandlung des Alters» (S. 10), die sich im Kontext staatlicher Aktivierungspolitiken und des ökonomischen Strukturwandels vollzieht. Denn diese beiden Entwicklungen würden ruheständische Lebensführungsmuster zunehmend problematisieren und gleichzeitig ein «aktive[s] Alter» (S. 10) propagieren. Lässt sich in diesem Zusammenhang von einem Wandel des wohlverdienten Ruhestands zum «Alterskraftunternehmer» (S. 13) sprechen?

Um diese Frage zu klären, untersuchten die AutorenInnen einerseits den Diskurs über das Alter anhand von Medientexten aus den Jahren 1983 bis 2011 sowie wissenschaftlich-politischen Schlüsseltexten. Kontrastiert wird diese Diskursanalyse andererseits durch 55 qualitative Interviews mit RentnerInnen aus Ost- und Westdeutschland. Mit diesem Forschungsdesign lässt sich zeigen, ob und inwieweit die diskursiven Altersbilder an die Lebenswelten älterer Menschen anschließen und von diesen stabilisiert oder verändert und unterlaufen werden.

Die Diskursanalyse zeigt eine diachrone Entwicklung von Altersdispositiven, die vom wohlverdienten Ruhestand über den Unruhestand hin zum produktiven Alter verläuft. Dispositive werden als Verknüpfungen «epistemischer, institutioneller, körper- und objektbezogener Elemente» (S. 27) begriffen. Im *Ruhestandsdispositiv* verknüpfen sich die Ideen der durch lebenslange Arbeit verdienten Entpflichtung und des Rückzugs aus dem aktiven Leben mit Objekten wie dem Sofa, Fernseher, dritten Zähnen und Rollator, mit körperbezogenen Elementen und Praktiken wie grauen Haaren und gedeckter Kleidung sowie mit Institutionen wie Kaffeefahrten oder Seniorennachmittagen. Zu den charakteristischen Orientierungen und Praktiken des *Unruhestands* gehören geistige und körperliche Aktivität, Kompetenzerhalt, sinnstiftende Betätigungen, gesunde Lebensführung und lebenslanges Lernen sowie Insignien wie Walking-Stöcke, Aktivurlaub und Seniorenstudium. Er werde seit Ende der 1980er Jahre sowohl durch eine «gerontologische – politisch und medial sekundierte – Expertenoffensive» als auch durch «privilegierte RentnerInnen» (S. 184) propagiert. Der

Ruhestand dient dabei als Abgrenzungsfolie. Seit Ende der 1990er Jahre wird der Unruhestand durch das *produktive Alter* überlagert, das die zu erhaltenden Kompetenzen des Alters mit ihrer heteroproduktiven Anwendung zum Wohle der Gesellschaft und der materiellen Sicherung des Ruhestandlebens verbindet. Senior-TrainerInnen, bürgerschaftliches Engagement und Mehrgenerationenhäuser seien erste Anzeichen einer Institutionalisierung dieses Typs. Es handelt sich beim produktiven Alter «eindeutig [um] ein – wenn auch wissenschaftlich sekundiertes – politisches Projekt ‚von oben‘» (S. 189), das mit der «Win-win-Erzählung vom gleichzeitigen gesellschaftlichen wie individuellen Nutzen eines produktiven Alters» (S. 193) schmackhaft gemacht wird. Der Leitbegriff des *aktiven Alters* strukturiere diese dispositiven Verknüpfungen und versammle aufgrund seiner Unbestimmtheit eine «ungewöhnliche Diskurskoalition» (S. 199) aus liberalen und alternativen Akteuren, «ApologetInnen wohlfahrtsstaatlicher Erschöpfung» (ebd.) und «AltersforscherInnen, denen es um die Überwindung des Defizitmodells gelegen ist» (ebd.), hinter sich.

Die Analyse der Interviews zeigt jedoch, dass der politisch-mediale Aktivierungsdiskurs die Lebenspraxis älterer Menschen nur zum Teil strukturiert. Die Vorstellungen eines aktiven Lebens entsprechen bei den meisten Interviewten nicht den Massstäben der produktivistischen Altersaktivitäten. Das Nacherwerbsleben werde «weitgehend ungebrochen» mit zentralen Aspekten des Ruhestandsdispositivs wie «verdienter Entpflichtung» und «lebensstandardsichernder Rente» sowie «gewonnener Zeitsouveränität» (S. 340) assoziiert und wurde durch das Produktivitätsdispositiv bislang «nicht substantziell angegriffen» (S. 342). Im Gegensatz zum Ruhestands- und Unruhestandsdispositiv ist das Produktivitätsdispositiv eines «im Werden» (S. 356). Jedoch fast alle Interviewten grenzen ihren Alltag vom Ruhestandsalltag ab, der mit Leere, Passivität und Langeweile assoziiert wird. Diese Abgrenzung bezeichnen die AutorInnen als «Ruhestandsmoderierung» (S. 235), die zur Aufwertung der eigenen Lebensführung diene. «Je geringer der eigene Aktivitätsgrad und -radius ist, desto radikaler fällt die Abgrenzung aus» (S. 235). Augenfällige Ausdrucksformen der Ruhestandsmoderierung seien der «busy talk» (S. 238), die Thematisierung von Zeitknappheit und der Kontinuität von Erwerbs- und Ruhestandsalltag.

Der Vergleich der Interviews mittels Typenbildung zeigt, dass die Anschlussfähigkeit an den herrschenden Altersdiskurs sowie die selbstbewusste Abwehr von diesem als auch die erfolgreiche Umsetzung von Ruhestandsorientierungen in Alltagspraxis von geschlechts- und klassenspezifischen Faktoren abhängt. Je westdeutscher, männlicher und sozioökonomisch privilegierter eine Person ist, desto wahrscheinlicher ist sie ein/e zufriedene/r RuheständlerIn.

Den AutorInnen gelingt es mit ihrem Buch, eine neue Perspektive der Altersforschung zu eröffnen, welche die Rede von den Potenzialen des Alters und den Aktivierungsdiskurs zu kritisieren vermag, da sie das Alter(n) im Kontext der Aktivgesellschaft und des flexiblen Kapitalismus betrachtet. In dieser Perspektive ist die Neuverhandlung des Alters als «Neuverhandlung des Lebens in der Aktivgesellschaft» (S. 380) zu begreifen.

*Benjamin Gerwoll Ronca*

DETLING, SABINE und BERNHARD TSCHOFEN: Spuren. Skikultur am Arlberg. Herausgegeben von Gustav Schroder und Bernhard Tschofen. Im Auftrag von Ski. Kultur. Arlberg. Bregenz: Bertolini Verlag, 2014, 354 S., Ill.

Selten hinterlässt ein diese Bezeichnung verdienender Prachtband so viele geschichtete Eindrücke – zum Gegenstandsbereich, zu möglichen Annäherungsverfahren, zu den aussagekräftigen Illustrationen, zum originellen Darstellungsaufbau, zur historischen und editorischen Akribie im Kleingedruckten und zur Gesamtkonzeption. Eine solche zu entwerfen, war hier alles andere als einfach, galt es doch nicht zuletzt, neben dem Konstruktionsprozess dieses einmaligen Skiparadieses den Spagat zwischen wissenschaftlichen Zielsetzungen und populärwissenschaftlichen Verständnisebenen zu vollziehen, was hier sehr gut gelungen ist. Die hochformatige Veröffentlichung umfasst 354 Seiten, 1216 Anmerkungen sowie rund 700 Abbildungen, unter denen zahlreiche qualitativ hochstehende Bilder Aufnahme gefunden haben, darunter auch solche aus der Frühphase alpiner Photographie. Die Vertiefung in den einzelnen Kapiteln gibt sich chronologisch und/oder thematisch, jedoch nicht in ausschliesslicher Manier, vielmehr offen bleibend für Blicke auch in andere Themenbezirke: «Auch dies soll den Anspruch unterstreichen, ein nach mehreren Richtungen lesbares Buch zu veröffentlichen» (S. 24).

Das Buch enthält sechs eigenständige Kapitel, gefolgt von einem soliden, 23 Seiten umfassenden Anhang, der auch ein differenziertes Kreuzregister enthält. Den Auftakt macht das konzeptuelle Einstimmung skizzierende und mitgezählte Kapitel «Skikultur: Zur Einführung» (S. 12–27). Hier werden das Projektvorhaben und der Leitbegriff «Skikultur» näher erläutert und verortet. Ihr Begriffsumfang

wird weit gefasst: Er schliesst die fundamentale Liaison von Skisport und Arlberg sowie all jene breiten und schmalen Spuren ein, die sich der einheimischen Bevölkerung in verschiedenen Gesellschafts- und Lebensbereichen ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert bis etwa 1960 als Kulturleistungen im Alltag und Gedächtnis eingepägt haben. Dabei stützt das Projekt nicht exklusiv auf den hier betrachteten Raum Arlberg ab, sondern vertieft die Analytik hin zu einem einzigartigen Paradigma, welches für den Wintersport auch allgemeine Merkmale herausstellt. Die gegenseitige Durchdringung von Sport und Tourismus ist eindrücklich, wie die Rede von der «Wiege des alpinen Skilaufs» zuspitzt.

Das zweite Kapitel «Raumerschliessung und Terrainerkundung» (S. 28–69) zeichnet die Erschliessung des Arlbergs zwischen 1880 bis 1913 als komplexes Geschehen nach. Von zentraler, weil infrastruktureller Bedeutung ist die Schaffung diverser Zugänge über ein taugliches Verkehrsnetz, aber auch die Modellierung eines Handlungs- und Erfahrungsraumes. Die Arlbergstrasse wurde ab 1824 ausgebaut, während die Inbetriebnahme der Gebirgsbahn 1884 einen ersten Schub begeisterter Ski- und Bergtouristen auslöste und für einzelne Gemeinden bereits eine Konkurrenzsituation schuf. Gleichsam den Kenntnisstand bezüglich Schnee, Technik und Material breitet das dritte Kapitel über «Schneewissen und Skitechnik» (S. 70–115) aus. Die Semantik von Schnee öffnet viele Lesarten, besonders natürlich den Lawinen bringenden, «gefährlichen» Schnee. Ein interessantes Feld damaliger Einsichten über neueste Materialien (Skis, Bindungen, Stöcke, Kleidung u.a.m.) wird für die Zeit zwischen 1900 und 1913 präsentiert, aufgemischt mit zahlreichen Berichten und Erinnerungen, die zugleich das Aufkommen der ersten Skikurse nach der Jahrhundertwende (1905) dokumentieren. «Kriegstrauma und Traumschnee» – so lautet der Titel des vierten Kapitels (S. 116–169). Der Erste Weltkrieg und mit ihm vorab der Militärskilaufr fungierte als Multiplikator einer fortschreitenden Popularisierungswelle. Direkte Verbindungslinien zu künstlerischen Nutzungen des Wintersports verweisen auf eine filmische Gestaltungsebene des «Skiparadies Arlbergs», um z.B. an die ideologiegeprägten Produktionen von Leni Riefenstahl und Luis Trenker zu erinnern.

Zwischen 1928 und 1945 empfing auch der Arlberg nach dem Anschluss Österreichs an Deutschland nationalsozialistisches Gepräge, – inmitten einer neu inszenierten Volksgemeinschaft, wie das fünfte (und längste) Kapitel ausweist (S. 170–265). Der Wechsel vom Alltag in den Krieg traf auch das Skilaufen. Das Skiberglaufen wurde als beste Schule für eine kriegsbezogene Förderung von Ausdauer, Beweglichkeit und Kraft gesehen – «Skilaufen für einen höheren Zweck!» und neuen Stossrichtungen. Die Skiläufer aus dem Tirol und Vorarlberg wurden aufgerufen, ihre Ausrüstung 1942 über Sammelaktionen zugunsten für die an der Front kämpfenden Soldaten abzugeben. Im Gau Tirol-Vorarlberg kamen so in kurzer Zeit über 12'000 Paar Ski neben rund 300'000 Stück Wintersachen zusammen. Kurz zusammengefasst, wurde auch die Skikultur am Arlberg in die Kriegsmaschinerie eingepasst, dies mit eigenem «Tempo und Mythos», wie dieses Kapitel überschrieben ist. Skiurlaub und Zimmer gab es nur mehr für Fronturlauber, kriegswichtig Arbeitende und NS-Grössen. Skilaufen sollte Reichssport bleiben und auch im Krieg der Volkserziehung und Wintererholung dienen.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches galt es auch am Arlberg, die Vergangenheit aufzuarbeiten und die Chance zu einem Neubeginn für Regionen, Berglandschaften, Orte und Tourismusentwicklungen wahrzunehmen. Die Rekonstruktion eines äusserst erfolgreichen Aufbaus für die Zeit zwischen 1945 und 1960 ist Gegenstand des letzten Kapitels zum Thema «Vom Skiparadies zum Wintersportplatz» (S. 266–329). Dabei mutierte das einstige Skibergsteigen zum immer schnelleren Pistenfahren gemäss der Devise »Skifahrtsglück ist Abfahrtsglück«. Der hier einsetzende Trend zum Arlberg ist auch am fortschreitend sich vergrössernden Angebot von Hotels, Pensionen und Fremdenzimmern, Bergbahnen und Schleppliften ablesbar. Mit der Präsenz einer regelmässig aufkreuzenden Prominenz sowie der Durchführung von internationalen Skirennen geriet der Arlberg schliesslich zum exklusiven Wintersportort, allen voran verteilt auf St. Anton, St. Christoph, Stuben, Lech und Zürs. Diese Entwicklung führte zu einer eigenen «Entzauberung der Berge», forcierte eine «Abwärtsorientierung» und liess schliesslich dem Einzug eines mondänen High Life und sportiv bestimmten Lebensstils freien Lauf. Der Weg hin zu einer ski- und gesellschaftstouristischen Moderne blieb offen.

Zusammenfassend lässt sich ausführen, dass das vorliegende Buch die an sich selber gestellten Anforderungen erfüllt und als Monographie mehrfach überzeugt. Es ist weder nur ein Bilderbuch mit Texten noch ein Textbuch mit Bildern, sondern eine Mischung dazwischen. Angesichts der überaus zahlreichen Belege, Quellen und Abbildungen darf man wohl die Behauptung wagen, dass der Aufwand für diese Buchproduktion erheblich gewesen sein musste – eine Leistung, die ebenfalls hohen Respekt verdient. Das Verhältnis zwischen Text und Bild wirkt anregend und erreicht die LeserInnen bei jeder Lektüre von Neuem, so als hätte eine Symbiose von Anfang an bestanden. Die Inhalte werden mit verschiedenfarbigen Texten und Bildern sowie mit nützlichen (informativen) Fenstern und Kästen aufgelöst – ein Verfahren, das die LeserInnen schätzen werden, weil es rasche Orientierungen ermöglicht.

Alles in allem: Der stattliche Band setzt ohne Zweifel Massstäbe, – man lässt ihn, einmal in die Hände genommen, nicht so schnell wieder gehen. Dies hängt neben der Präsentation faktenbezogener Sachverhalte auch mit einer Empathie zusammen, die durch die unzähligen Geschichten und biographischen Fragmente emotionale Momente stützt und auch Nicht-Skifahrer gut erreicht. Wer dieses Buch liest oder betrachtet, wird ins pulvrige Ski- und Schneeparadies geführt und neben vielen harten Fakten auch mit deren individuell erlebter Geschichte vertraut gemacht. Das Besondere daran ist, dass dies über authentische Stimmen von Gästen sowie Einheimischen erfolgt, die mit ihren persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen direkt aufwarten. Sie garantieren einen hohen Grad authentisch erzählter Wirklichkeit, unabhängig, ob diese über Texte, Bilder, Berichte, Erinnerungen, Tagebücher, Brieffragmente, Interviews, Presse-Erzeugnisse, Reportagen u.ä.m. vermittelt wird.

Der Titel der Veröffentlichung *Spuren* ist sehr gut gewählt. Er passt wirklich, weil er sowohl realen Spuren (im Schneegelände) folgt als auch Wege zu deren Erforschung im Sinne einer umfassenden Spurensuche nach hinten wie nach vorne einschliesst, was im Buch konkret und gekonnt umgesetzt wird. Zu bedauern ist einzig, dass der gewählte Zeitraum die aktuellen Gegenwartsverhältnisse leider nicht mehr aufgreift – gerne hätte man konkret die Zeitspanne ab 1960 bis zur Gegenwart ebenfalls in einem diesbezüglichen Kapitel behandelt gesehen. Unüblich ist es schliesslich, die Autorschaft der einzelnen Kapitel auszublenden, so dass man nur spekulieren kann, wer Autor oder Autorin dieses oder jenes Kapitels ist. An der Qualität der Neuerscheinung ändert dies jedoch nichts – der hier besprochene Band über Sport, Tourismus und Lebensstil am Arlberg wird sich als Referenzwerk sicher durchsetzen.

Ueli Gyr

FENSKE, MICHAELA: Demokratie erschreiben. Bürgerbriefe und Petitionen als Medien politischer Kultur 1950–1970. Frankfurt am Main: Campus, 2013, 437 S., Ill.

Briefe an Regierungspersonen und -institutionen sind eine alte Textsorte, stehen schon zu Zeiten repräsentativer Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert in Kurs, schöpfen aber ihr Potenzial erst in Formen bürgerlicher Öffentlichkeit und mit der Demokratisierung aus. Auch wenn es eine lange Tradition solcher Scheiben gibt, handelt es sich jedoch keineswegs um ein traditionelles Medium, sondern um ein modernes und um ein Medium der Modernisierung. Denn jeder kann sich, sofern des Schreibens mächtig, voraussetzungslos (ungeachtet seines Herkommens, seines Standes, seines Geschlechts etc.) an staatliche und politische Repräsentanten und Institutionen wenden und als Akteur in eigener Sache auftreten. Deswegen ist der Begriff für diese Textsorte sehr passend: «Bürgerbriefe». Das sind Briefe, in denen Einzelpersonen sich als Staatsbürger auffassen und als solche agieren, indem sie sich mit ihren Interessen und Problemen direkt an Regierungspersonen und Regierungsstellen richten. Die Personalität dieses Aktes ist dabei kein Zeichen für personale Herrschaftsverhältnisse (im Sinne Max Webers), sondern Personalität markiert hier den Anspruch auf direkte Demokratie, auf einen unmittelbaren Zugang zu den Zentren der Macht und auf einen unverstellten Dialog mit Politikern.

Michaela Fenske hat in diesem Buch, das ihre Habilitationsschrift ist, insgesamt 1000 solcher Briefe und dazu 800 Petitionen untersucht, die BürgerInnen zwischen 1950 und 1974 an die Ministerpräsidenten und den Landtag von Niedersachsen geschrieben haben. Auf dieser Quellengrundlage ist es Michaela Fenske gelungen, eine kleine Geschichte der Bundesrepublik sozusagen von unten zu schreiben, aus der Perspektive der sogenannten kleinen Leute, in deren Briefen sich Konstellationen und Entwicklungen im Nachkriegsdeutschland anders darstellen als in den grossen Erfolgsgeschichten vom Wiederaufbau und Wirtschaftswunder. Solche Bürgerbriefe und Petitionen, wie sie zu Zehntausenden in Staatsarchiven aufbewahrt werden, sind Ego-Dokumente ersten Ranges: Hierin berichten und reflektieren Zeitzeugen über ihr eigenes Alltagsleben, ihre Lebenswelten, über ihre Sorgen und Nöte, über ihre Einstellungen und Haltungen, ihre Normen und Werte. Mittels dichter Beschreibung und vieler Zitate (O-Töne) entwickelt Michaela Fenske eine gleichermassen anschauliche wie differenzierte Darstellung zur politischen Alltagskultur in der langen Nachkriegszeit, ein eindrucksvolles Panoptikum dessen, was Menschen in Westdeutschland beschäftigt hat, welche Themen ihnen wichtig waren, wie nachgedacht und geurteilt wurde. Noch dazu ist diese Arbeit gut lesbar, klar und flott geschrieben; und erfreulicherweise verzichtet die Autorin weitgehend auf den derzeit üblichen kulturwissenschaftlichen Jargon.

Bürgerbriefe und Petitionen werden als Spiegel und Medien der Demokratie ernst genommen. Einleitend (Kapitel 1. und 2.) rekapituliert Michaela Fenske die Geschichte der Gattung und die bisherigen demokratie- bis theatralitätstheoretischen Rahmungen. Wobei sie anhand ihres Materials zu einer eigenständigen Position vordringt: Die Briefe und Petitionen verweisen im Ganzen auf einen «Lernprozess», in dem Bürger sich selbst demokratisieren und sich «Demokratie erschreiben» – sich

aus Verstrickungen in die nationalsozialistische Ideologie lösen sowie aus dem Elend der unmittelbaren Nachkriegszeit herausbewegen. Das ist ein starker Gedanke, der sich mehr durch seine empirische Fundierung als durch politikwissenschaftlichen Überbau auszeichnet. Auch in dieser Hinsicht ist das Buch ein Beispiel dafür, was eine empirische Kulturwissenschaft zu leisten vermag.

Mit rund 200 von 400 Seiten bildet das dritte Kapitel («Was Regierung und Gesetzgebung angeht») den Hauptteil der Arbeit. Es stellt in chronologischer Reihenfolge Themen, Inhalte und Reflexionen dar, wie sie in den untersuchten Bürgerbriefen und Petitionen anzutreffen sind. In den 1950er Jahren geht es zuallererst um die Bewältigung der Folgen von Diktatur und Krieg, darum, wieder Fuss zu fassen und «Normalität» ins Leben zurückzubringen. Obenan stehen die Wohnungsnot, das Elend in den Notunterkünften, die Armut der Witwen und Waisen, der Kriegsversehrten, der Flüchtlinge und Vertriebenen. Das nackte Überleben muss gesichert und Arbeit gefunden werden. Die Ressourcen sollen gerecht verteilt werden (Lastenausgleich). Und immer wieder geht es um Trauer – allerdings vor allem diejenige um die eigenen Verluste, Toten, Traumata. Schuldfragen werden aufgeworfen, aber oftmals abgeschoben und projiziert auf bestimmte Tätergruppen und Umstände. Gegenprogramme werden aufgemacht: Anstand, Ehrbarkeit und Moral. Die Schrecken des Krieges sind allgegenwärtig; eine Gesellschaft steht im Bann ihrer Schuld, klagt, jammert, bettelt, fordert, sehnt sich nach «Normalität» – und sieht sich selbst als Opfer, statt auf die Opfer zu sehen.

Die lange Nachkriegszeit setzt sich trotz weitgehender Behebung der äusseren Nöte in den 1960er Jahren zunächst fort, sich nun Ausdruck verschaffend auch in Fragen nach sozialer Gerechtigkeit für Witwen, Behinderte, kinderreiche Familien. Wertedebatten entzünden sich sodann am Aufbruch der Jugend, der 1968er-Revolve, ihren Vorläufern und Folgen: an langen Haaren, Rockmusik, lässigem Lebensstil, sexueller Liberalisierung, nicht zuletzt am Terrorismus. Noch einmal bricht der Bodensatz nationalsozialistischer Ideologie ungeschminkt hervor, dazu auch der Revanchismus, sich abarbeitend an der Aussenpolitik der sozialliberalen Koalition, den Ostverträgen. Hinzu kommen mehr und mehr auch Spiessbürgerprobleme: Ärger mit der Nachbarschaft, Streit um Grundstücksgrenzen, um den verwilderten Garten nebenan. Zugleich zeigt sich allmählich im Ganzen eine veränderte Haltung: Zeugen Briefe und Petitionen aus den 1950er Jahren noch durchweg von einer «Untertanenkultur» (der Ministerpräsident wird nicht selten als «Landesvater» angeredet), vergeht dieser Obrigkeitssinn spätestens in den frühen 1970er Jahren. Man schreibt nun von gleich zu gleich, und man empfiehlt sich als gut informierter Staatsbürger mit hoher Sachkompetenz in aktuellen Fragen. Diese Briefe belegen, dass das Theorem von der *zweiten Gründung* der Bundesrepublik nach 1968 vollauf zutrifft.

In zwei Abschlusskapiteln (4. und 5. Kapitel) zieht Michaela Fenske ein ausführliches Resümee. Ausgehend von Habermas' Überlegungen zum Verwaltungsstaat und zur Verwaltungsmacht deutet die Autorin den Bürgerbrief als Medium direkter Demokratie und der politischen Teilhabe. Seine Wirkungen sind nicht zu unterschätzen: Rund 20 Prozent der SchreiberInnen haben mit ihren Briefen und Petitionen Erfolg gehabt, etwas bewegt und verändert. Über messbare Erfolge hinaus wird die «Ventilfunktion» und «Entlastungsfunktion» der Briefe diskutiert. So kommt Michaela Fenske zu dem überzeugenden Schluss: Bürgerbriefe und Petitionen aus den Jahren 1950 bis 1974 sind «Spiegelbild des Standes der Demokratisierung der Bundesrepublik», und sie sind zugleich «Medium der Demokratisierung», eines demokratischen Lernprozesses.

Harm-Peer Zimmermann

GYR, UELI: Schnittstelle Alltag. Studien zur lebensweltlichen Kulturforschung. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. von Thomas Hengartner. Münster: Waxmann, 2013, 445 S., Ill.

Wer es mit dem Alltag aufnimmt, hat ein schier unermessliches Gebiet vor sich, das einen im wörtlichen Sinne alltäglich beschäftigt. Um eine solche Fülle an Stoff bewältigen zu können, ist man gut beraten, die Themen sorgfältig auszuwählen und sie sodann auf ihre strukturellen, funktionalen und systemischen Eigenschaften zu untersuchen. Hieraus ergeben sich theoretische Ansätze, themenübergreifende Einsichten und mögliche Perspektiven für künftige Entwicklungen.

Der Sammelband, den Thomas Hengartner mit ausgewählten Aufsätzen von Ueli Gyr zusammengestellt hat, erlaubt, den erstaunlichen Bogen nachzuvollziehen, den der Autor von frühen Schriften zur Lokalgeschichte (z.B.: *Räbeliechli-Umzüge in der Stadt Zürich*, 1982) bis zu den neuesten Aufsätzen über gesamtschweizerische Phänomene wie Folklorismus und patriotische Symbolik schlägt (z.B.: *Marke und Medium. Das «neue» Schweizerkreuz im Trend*, 2009).

Doch verweilen wir bei den Themen, wie sie sich aus der Präsentation des Sammelbandes ergeben; sie erlauben zugleich eine mehr oder weniger chronologische Abfolge, da die Themen sich eines

aus dem andern entwickeln und der Autor zudem ein Thema in mehreren Aufsätzen umkreist, vertieft, um es schliesslich von einer konkreten auf eine abstrakte Ebene zu heben.

Ein erstes Schwergewicht bildet der Abschnitt über *Kulturkontakt und Binnenmigration*. Es geht um das (deutsch-)schweizerische Phänomen des «Welschlandjahres». Dieses Jahr am Ende der obliigatorischen Schulzeit ist heute sehr umstritten und mehr oder weniger obsolet geworden. Zu Unrecht, denn der Schüleraustausch, die Bewährung in einem fremden Umfeld, in einer fremden Sprachumgebung, ist auch heute noch eine grosse Herausforderung. Von der «grand tour», die ursprünglich den jungen Adligen vorbehalten war, entwickelte sich der Aufenthalt in der Fremde in der bürgerlichen Mittelschicht oft zum kaufmännischen Jahr junger Kaufleute oder aber zur Gesellenwanderung von Handwerksburschen. Das Haushaltsjahr junger Mädchen (und junger Männer) galt vor allem für die ärmeren Bevölkerungsschichten, während diejenigen, die es sich leisten konnten, ihre Kinder an Schulen im Welschland schickten. Immer handelt es sich aber um «rites de passage» und sind als solche für die Volkskunde/Europäische Ethnologie von unmittelbarem Interesse. Dieses Thema hat Ueli Gyr ursprünglich als Habilitationsschrift erarbeitet (1989).

Ein anderes Schwergewicht ist die Auseinandersetzung mit dem alpinen Lebensbereich. Richard Weiss und Arnold Niederer verpflichteten die Volkskunde zur Erfassung dieser archaischen Welt. Heute lebt sie unter ganz neuen Vorzeichen im Folklorismus wieder auf. Es ist das Verdienst von Ueli Gyr, dass er den Tourismus, jenseits des Gegensatzes von Stadt und Land als weltweites Phänomen gesehen und erforscht hat. Das Thema führt zur Untersuchung fremdländischer Kost auf Reisen, aber auch in den heimischen Gaststätten; hierzu gehört auch die Ausrichtung eines Grossverteilers auf eine »Heidi«-Linie. Johanna Spyris Heidi ist im Laufe der Zeit zu einer eigentlichen Botschafterin schweizerischer Eigenart geworden und hat heute eine Popularität im Weltmassstab erreicht.

Vom Tourismus, der die Souvenirproduktion ankurbelt, ist es nur noch ein kleiner Schritt zur Frage: Was ist Kitsch? Und: Was ist die Bedeutung von Kitsch? Mit Jürgen Grimm (1998) glaubt der Autor, das es sich um die Erzeugung eines gestimmten Gefühls, eines gefühlsmässigen Ausnahmezustandes handelt, hervorgerufen durch innere Bilder, die wir bei einer früheren Gelegenheit, oft vermittelt durch die Medien, abgespeichert haben. Kitsch wird zum Trost. Und wie so oft in der Forschung, sind Gefühle und damit auch Kitsch Neuland und eine echte intellektuelle Herausforderung für die Populären Kulturen!

Paula Küng-Hefti

JEGGLE, UTZ: Das Fremde im Eigenen. Beiträge zur Anthropologie des Alltags. Hrsg. von Bernhard Tschöfen et al. Mit Beiträgen von Katharina Eisch-Angus et al. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2014 (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 115), 348 S.

Zum Gedenken an den 2009 verstorbenen Kulturwissenschaftler und Professor Utz Jeggle (1941–2009) wurde im Juni 2010 ein Kolloquium im Schloss Hohentübingen abgehalten; Beiträge, die aus den daselbst gehaltenen Vorträgen hervorgegangen sind, beschliessen den vorliegenden 115. Band der Tübinger Vereinigung für Volkskunde. Die BeiträgerInnen bieten einen faszinierenden Überblick über das komplexe Schaffen eines Erneuerers seines Faches, eines Forschers, der Pionierarbeit leistete und gern gegen den Strom schwamm. Hans-Joachim Lang schreibt, dass am 11.11.1965 zum ersten Mal überhaupt im Tübinger *Tagblatt* ausdrücklich davon berichtet wurde, dass auch in Tübingen Juden lebten, die Opfer von Verbrechen wurden. Verfasser des Artikels war der damals 24-jährige Utz Jeggle. Der von Lang zitierte Zeitungsartikel vom 01.12.1951 über Leopold Hirsch, der aus Südafrika zu einem Besuch nach Tübingen zurückgekehrt war, das er 1939 verlassen hatte, führt uns mit aller Deutlichkeit vor Augen, welche Kräfte der Verdrängung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges jede Erinnerung an Juden zum Schweigen brachte. Und dieses Schweigen beschloss Jeggle aufzubrechen, zu hinterfragen und forschend Erinnerungs- und Trauerarbeit zu leisten. 1969 legte er seine Dissertation *Judendörfer in Württemberg* vor. Der provokativ-nüchterne Titel soll wegen mangelnder politischer correctness 1979 seine Berufung an die FU in Berlin auf den Lehrstuhl Europäische Ethnologie/Volkskunde verhindert haben, schreibt nach Jeggles Tod der Freund und Kollege Gottfried Korff. Die Bedeutung dieser Arbeit wird offensichtlich durch ihre Neuauflage 1999 und das Vorwort dazu von Monika Richarz vom Hamburger Institut für die Geschichte der deutschen Juden. Katharina Eisch-Angus gehörte zu jenen ersten Studierenden, die sich am viersemestrigen Projekt zu einer «Heimatkunde des Nationalsozialismus im Landkreis Tübingen» beteiligten. Sie bietet Einblick in ihr Feldtagebuch und in die Feldforschung, die Jeggle persönlich und mit grossem Einsatz leitete. Sie betont die Reflexivität der eigenen Arbeit, die für ihn zentral war. Zeitlebens versuchte Jeggle die Empirische Kulturwissenschaft in seinem Sinne empirisch, induktiv und unter Einbezug von Sigmund

Freuds Unbewusstem auszurichten und zu erneuern. Martin Scharfe, der verständnisvolle, dabei kritische ältere Kollege, geht auf die vielfältigen Themen von Jeggles Fragmenten ein, wobei er die Zusammenführung der gegensätzlichen Begriffe innerhalb der Forschungsfelder als Jeggles Anliegen umreißt: Wahn und Normalität, Bosheit und Verdrängung, Kopf und Leib, Tag und Nacht, Aneignung und Entfremdung. Sein Gesamtauftrag, Kulturwissenschaft als umfassende Erforschung des Alltags unter Einbezug des Unbewussten, erhoben auf Grund von empirisch durchgeführter Feldforschung, muss an Zeit- und Geldmangel scheitern; auch hier steht Jeggle gegen den Strom der heute bestehenden Tendenz zur Verschlankung des Studiums, die das Bologna-System gebracht hat.

So interessant und wertvoll die Beiträge zum Gedenken an Utz Jeggle sind, sie ersetzen keineswegs die Lektüre seiner zahlreichen Artikel, Arbeiten, Studien und Vorträge. Er war ein begnadeter Redner, ein scharfsinniger Beobachter, ein rastloser, kritischer Fragender und Reflektierender, der stets auch das Gegenteil mit einbezog und der den Symbolcharakter der Dinge und ihre Geschichte als Spiegelung ihrer BesitzerInnen begriff. Zum Schluss verweise ich auf die Arbeiten über das Dorf *Átáng* (Hofer/Fél, 1972ff., übrigens nur auf deutsch publiziert, da in Ungarn verboten), auf den rituellen Charakter des Einschlafens und den Traum als Hüter des Schlafs, aber auch auf seine Kontakte zur *Maison des Sciences de l'Homme* in Paris. Einzig die Lektorierung des vorliegenden Bandes hätte – Jeggle zu Ehren – etwas sorgfältiger sein dürfen.

Paula Küng-Hefti

LAUER, TINA: «Wir sind keine kleinen Dalai Lamas». Lebenswelten von Tibeterinnen und Tibetern der zweiten Generation in Indien und der Schweiz. Bern: Peter Lang, 2013 (Worlds of South and Inner Asia, 6), 454 S., Ill.

Die kulturwissenschaftliche Dissertation von Tina Lauer ist parallel zu einem Forschungsprojekt über «Buddhistische Identität im Wandel» (im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 58 «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft») entstanden, an dem die Autorin mitgearbeitet hat und dessen 2014 publizierte Ergebnisse (hg. von Jens Schlieter, Marietta Kind und Tina Lauer) die vorliegende Untersuchung ergänzen. Anders als im Forschungsprojekt nimmt die Autorin hier jedoch nicht nur TibeterInnen der zweiten Generation in der Schweiz in den Blick, sondern auch solche in Indien, und sie fragt – über den religiösen Fokus des Forschungsprojekts hinausgehend – nach deren Bezug zur tibetischen Herkunftskultur (verstanden in einem umfassenden Sinne, der die buddhistische Religiosität miteinschliesst). Die Fragestellung ist denn auch reichlich komplex und das Untersuchungsdesign ziemlich ambitioniert.

Das Buch besteht aus einem theoretischen (S. 17–115) und einem empirischen Teil (S. 117–413) und insgesamt acht Kapiteln. In der Einleitung verweist die Autorin auf die unterschiedliche Ausgangslage ihrer beiden Untersuchungsgruppen: Während viele der etwa 85000 TibeterInnen, die ab 1959 in Indien Aufnahme fanden, in enklavenartigen Siedlungen untergebracht wurden und heute noch immer «fernab der Mehrheitsgesellschaft» leben, haben sich die rund 1700 TibeterInnen, die zwischen 1960 und 1984 in die Schweiz kamen, meist familienweise oder einzeln über die ganze (Ost-)Schweiz verstreut niedergelassen und sind mittlerweile gut in die hiesige Gesellschaft integriert. Entsprechend verschieden waren die Sozialisationsbedingungen der «zweiten Generation», welche gemäss emischer Zählung die Kinder von in Tibet geborenen Eltern umfasst, die in Indien bzw. der Schweiz zur Welt kamen und aufgewachsen sind. In Kapitel 2 wird der Forschungsstand referiert, wobei wichtige Publikationen über die Aufnahme u.a. tibetischer Flüchtlinge (Christine Banki, Christoph Späti, Michael Walther) und über die «zweite Immigrantengeneration» in der Schweiz (Claudio Bolzman, Rosita Fibbi, Marina Frigerio Martina, Susanne Merhar) unberücksichtigt bleiben. Kapitel 3 verdeutlicht die Schwierigkeit, den Untersuchungsgegenstand begrifflich adäquat zu fassen. Die Autorin verzichtet auf die Begriffe «Identität» und «Ethnizität» und entscheidet sich stattdessen für die von Rogers Brubaker und Frederick Cooper vorgeschlagenen drei Begriffsgruppen: Identifikation und Kategorisierung; Selbstverständnis und soziale Verortung; Gemeinsamkeit, Verbundenheit und Gruppengefühl. Diese differenzierte Begrifflichkeit, im Text jeweils kursiv gesetzt, stellt Tina Lauers Werkzeug dar; damit analysiert und interpretiert die Autorin ihr empirisches Material – stösst dabei allerdings verschiedentlich an die Grenzen der sprachlichen Darstellbarkeit. In Kapitel 4 schliesslich wird die Methode vorgestellt: Die Autorin hat zwischen 2008 und 2010 insgesamt 40 narrativ-biographische Interviews mit TibeterInnen der zweiten Generation (je 20 in Indien und der Schweiz) sowie 28 Experteninterviews geführt und durch teilnehmende Beobachtung ergänzt. Anschliessend hat sie alle Interviews transkribiert, themen- und aussageorientiert codiert und zusätzlich zwei Interviews fallrekonstruktiv ausgewertet.

Im zweiten Teil des Buches werden die Ergebnisse präsentiert, gruppiert nach den Themen Bildung (sekundäre Sozialisation; Kapitel 5), Biographie (Familie, primäre Sozialisation; Kapitel 6) und «Tibetanness» (Sprache, Kultur, politisches Engagement, Religiosität; Kapitel 7). Die Darstellung für Indien und für die Schweiz erfolgt jeweils getrennt, am Ende der Unterkapitel wird das Wichtigste in einem Fazit zusammengefasst. Mit reportageähnlichen Einschüben (in der Ich-Form) und zahlreichen Farbphotos gibt die Autorin zudem immer wieder Einblick in ihre Feldforschung. Im abschliessenden Fazit und Schlusswort (Kapitel 8) bezeichnet es Tina Lauer als «eines der wichtigsten Erkenntnisse» ihrer Untersuchung, dass die befragten TibeterInnen der zweiten Generation in Indien und jene in der Schweiz einander nicht kontrastiv gegenübergestellt werden können, da es sich hierbei um keine homogenen, in sich geschlossenen Gruppen handelt: «Vielmehr wurde die grosse Heterogenität der Untersuchungsgruppe deutlich. Biografien und Lebenswelten von befragten TibeterInnen der zweiten Generation wiesen in vielerlei Hinsicht und besonders auch in Bezug auf ihre *Identifikation* mit der tibetischen Herkunft deutliche Differenzen untereinander auf» (S. 411).

Tina Lauer gelangt in ihrer Untersuchung über die zweite Generation der ExiltibeterInnen zu interessanten Befunden, die zum Teil auch für andere Migrantengruppen (insbesondere in der Schweiz) gelten dürften: So etwa in Bezug auf die exkludierende Wirkung fehlender Kenntnisse der Sprache der Eltern (S. 148, 296ff., 408f.), auf Pflichtgefühle, sich mit der Herkunftskultur auseinanderzusetzen (S. 158ff., 334f., 363ff.) oder auf prägende Reiseerfahrungen (S. 160, 222f., 342ff.). Leider fügen sich diese Befunde zu keinem Gesamtbild – zu wenig fassbar bleibt letztlich die Fragestellung, zu gross ist der rhetorische Aufwand, um unentwegt zwischen den verschiedenen Begriffen, Generationen und Schauplätzen zu differenzieren. Die transnationale Perspektive – Indien auf der einen, die Schweiz auf der anderen Seite – verkompliziert die sprachliche Darstellung und die Analyse ungemein, ohne dass der Mehrwert dieses Ansatzes klar ersichtlich würde. Weniger wäre hier eindeutig mehr gewesen.

David Zimmer

LAUTERBACH, BURKHART: Städtetourismus. Kulturwissenschaftliche Studien. Eine Einführung: Würzburg: Königshausen & Neumann, 2014, 304 S.

Ein erster Eindruck des Buchs von Burkhard Lauterbach, Inhaber des Lehrstuhls für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Universität Würzburg und Verfasser von zahlreichen Veröffentlichungen über Tourismus, sei für einmal vorweggenommen: Diese gewichtige Publikation verdient Respekt und reiht sich ein in jene Kategorie moderner Tourismusforschungen, die diesen Namen auch wirklich verdienen. Dabei werden Tourismus als realer Gegenstandsbereich wie auch darauf gerichtete Forschungszugänge interdisziplinär fokussiert. Man staunt, wie weit der Autor seine Blicke schweifen lässt und bewundert seine Belesenheit, auch ausserhalb der disziplinären Ausrichtung, die hier konkret durch die volkskundliche Kulturwissenschaft gesetzt ist. Ein zügiger Schreibstil wirkt erfrischend und macht aus der Lektüre ein eigenes Lesevergnügen – ein substanzielles und informatives Buch, in das man praktisch überall einsteigen kann, um sich gleichsam auf eine abwechslungsreiche Forschungsreise zu begeben.

Städtetouristisches Reisen meint eine moderne Freizeitpraxis und zwar eine, die mit eigenen Seh- und Wahrnehmungsweisen sowie Aneignungsmustern ausgestattet ist. Damit sind zwei Konzeptstützen benannt, denen entlang der Autor argumentiert und sich dabei selber stets treu bleibt. In Anlehnung an die beiden französischen Philosophen Pascal Bruckner und Alain Finkielkraut setzt Lauterbach «das Schauen» als das wesentliche Kennzeichen touristischer Aneignung – ein hoch symbolischer Vorgang. Zum anderen wird Aneignung gemäss der soziologischen Auffassung von Peter Berger und Thomas Luckmann gleichzeitig dialektisch in eine je gegebene Ordnung integriert: Es geht um «Internalisierung der gesellschaftlich konstruierten Welt in das individuelle Bewusstsein» (S. 15). Die Verbindung eines raum- und ordnungspolitischen sowie eines konstruktivistischen Denkansatzes französischer und deutscher Prägung wirkt überzeugend. Sie fliesst in zahlreiche Textteile ein, stets mit Beispielen aufgemischt.

Konzeptionell führt dies zu einer eigenen Auslegung. Der Autor entwickelt sie über eine Struktur mit zweimal vier Symmetrien, für die in etwa gleich viel analytischer Raum vorgegeben wird. Mögen die etwas blass wirkenden Titel der acht Kapitel dem einen und dem anderen Leser etwas allzu secco daher kommen, [Städtetouristische Einübung I–IV, S. 19–118; Städtetouristische Praxis I–IV, 119–238], so lösen sich deren Inhalte kompetent auf. Sie behandeln im ersten Hauptteil z.B. das Motiv «Zuhause bleiben» (S. 19–48) mit gezielten Beobachtungen, die aber stets auf Grundsätzliches rekurrieren, z.B. auf Michel de Certeaus Unterscheidung von Raum und Ort. «Sich informieren» (S.

49–76) fokussiert die Art und Bedeutung der Textsorte Reiseführer und den Stellenwert des *iconic turns*, wogegen das Thema «Im Nahbereich unterwegs sein» (S. 77–104) am Beispiel von U-Bahn und Metro erläutert wird. Besonders erwähnenswert ist hier, dass auch literarische Verarbeitungen dieser Mobilität ausgeleuchtet werden. «Klassisch Reisen» belegt ein Kapitel, das klassische Positionen der Tourismusforschung vorführen kann (S. 105–118), wobei die Italienreise und die Italiensehnsucht von Deutschen im Zuge der 1950er und 1960er Jahre besonders interessieren. Hier greift Lauterbach neu eine jüngere Studie von Till Manning auf, für den die Italomanie ein Konsumhandeln einer bestimmten Generation darstellt.

Auf Seiten der «städtetouristischen Praxis» als dem zweiten Hauptteil des Buches setzt der Autor mit dem Kapitel «Grossstadt erfahren» (S. 119–166) ein. Dabei gilt auch für ihn, dass Städtetourismus sich wesentlich «durch das Interesse an Kultur, Hochkultur wie auch Alltagskultur» (S. 119) definiert, kurz eine besondere Form von Kulturtourismus beinhaltet. Dieser wird von TouristInnen durch Sightseeing, Flanieren, Museumsbesuche sowie Blicke auf das Stadtbild erfahren. Auf analytischer Seite skizziert Lauterbach sodann zahlreiche klassische (theoretische) Perspektiven auf die Stadt, um sich z.B. mit den Forschungsleistungen von Orvar Löfgren, John Urry, Pierre Bourdieu und vor allem mit Dean MacCannell auseinanderzusetzen, für deutschsprachige Repräsentanten seien etwa Gottfried Korff, Andreas Pott, Rolf Lindner, Albrecht Steinecke und Gernot Böhme genannt. Deren Zugänge mögen letztlich auch der Frage dienen, was beim durchschnittlichen städtetouristischen Aneignungsprozess abläuft. «Einheimischen begegnen» (S. 167–186) widmet sich den Bereisten, durchdringt die diesbezügliche Forschungsliteratur und erkundet kritisch die Schnittstelle von Tourismus und Migration, auch unter dem Aspekt von Handlungsmodellen, Begegnungsmustern, Konflikten und Problemlösungen. Zu Recht fordert der Autor eine überfällige interkulturelle Tourismuswissenschaft, die auch den Strukturen der Lebenswelten von Bereisten nachgeht. »»Arbeitswelten kennen lernen« (S. 187–204) rekonstruiert wichtige Entwicklungen über Industrialisierung, Besichtigungspraxis und Musealisierung. Es sind bürgerliche Blicke, die ab dem 19. Jahrhundert auf Arbeitswelten und Industrieanlagen geworfen werden, während der Dark Tourism über die Schattenseiten aufklärt, d.h. auf Schauplätze von Gewalt, Unrecht, Verfolgung oder Tod lenkt. Das Kapitel «Exotik erleben wollen» (S. 205–238) führt Beispiele aus der Pariser Banlieue vor, diskutiert die dort teilweise geglückten Anpassungsprozesse und referiert die Lebensverhältnisse von jungen Franzosen, bevor es auch den Elendstourismus und darauf gerichtete Mythen problematisiert, neu Filme, Reportagen und Blogs einschliessend.

Das Buch schliesst mit einem «Ausblick», der, gemessen an Detailreichtum und Umfang der vorausgehenden Kapitel, eher kurz gehalten ist (S. 239–254), wogegen die nützliche Bibliographie opulent daherkommt (S. 255–304). Noch einmal formuliert der Autor das Ziel seiner Arbeit, nämlich herauszufinden, was denn städtetouristische Aneignung wirklich meint. Zur Erläuterung und unter Einbezug von Thesen gemäss Steinecke und Wöhler erinnert Lauterbach erneut und selektiv an die Netzwerktheorie von Bruno Latour, an sozialpsychologische Rollentheorien, an John Urrys Mobilitätstheorie, an neurobiologische Forschungszusammenhänge sowie an die Cultural Studies, die hier Wesentliches beisteuern können, während für eine mögliche Übertragung der Resultate der von der DGV 2012 in Graz durchgeführten Tagung zum «Paradigmenwechsel in der Tourismusforschung» abzuwarten sei.

Zusammenfassend lässt sich ausführen, dass sich das vorliegende Buch von Lauterbach durch eine sehr dichte und informationsgeladene Struktur auszeichnet. Deutlich inspiriert von einem mehrwöchigen Aufenthalt des Autors in Paris, lenkt diese die Leserschaft immer wieder von Beispielen zu Theorien und umgekehrt. So ist gewährleistet, dass der multidisziplinäre rote Faden ständig aufleuchtet und Orientierungshilfe anbieten kann. Nicht alles ist neu, neu ist aber die thematische und programmatische «Komposition» als Orientierung des Buches, welche die Behandlung von thematischen Einzelproblemen aus mehreren Perspektiven und an mehreren Orten gut verträgt. Was die im Titel vermerkte «Einführung» betrifft, scheint mir das Buch eher für fortgeschrittene Kulturwissenschaftler geschrieben worden zu sein als für Anfänger. Warum nicht?

Kritisch bleibt anzumerken, dass auch das eine und andere fehlt, was im Städtetourismus strukturell angelegt ist, zum Beispiel Souvenirs als symbolbesetzte Erfahrungsträger von miniaturisiertem Urbanen sowie stadttypische Alternativrouten. Das Buch sensibilisiert auf sehr angenehme und nachhaltige Weise zugunsten von neuen Forschungsfeldern und Entwicklungen und regt dazu an, den Begriff der Anschauung zu vertiefen und zu erweitern. Das «Schauen» setzt für viele TouristInnen nicht immer direkt vor Ort ein, sondern auch etwa *post festum* zuhause und bringt dort neue Entdeckungen, vielleicht eine Art *iconic lag*. Mit dem hier sehr hoch gewerteten Bildansatz erfolgt die Aneignung wohl auch auf anderen Bühnen, nämlich naheliegenderweise im Alltag. Die Bildwissenschaft ist auch weiterhin gefordert: auch im Städtetourismus geht es zunächst um die Bestätigung

und Verankerung von bereits vorhandenen, prätouristisch gesetzten inneren Bildern und Stimmungen – «Stadtluft» macht in neuen urbanen Zonen noch immer frei. Ueli Gyr

PESCH, DOROTHEE (Hg.): *Addiator, Hüftgürtel und Goggomobil. Verschwundene Dinge von A bis Z*. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 6. April bis 12. Oktober 2014. Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld, 2014 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 50), Ill., 99 S.

Bei *Addiator, Hüftgürtel und Goggomobil. Verschwundene Dinge von A bis Z* handelt es sich um das Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung, die vom 6. April bis 12. Oktober 2014 im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld gezeigt wurde. Der Begleitkatalog versammelt von A bis Z aus dem heutigen Alltag verbannte Gegenstände, die «durch den technischen Fortschritt überflüssig, andere durch den gesellschaftlichen Wandel» (S. 6) verschwunden sind. Gegenwärtig kann ein Hang, ja ein regelrechter Trend zur Nostalgie festgestellt werden, somit ist ein gesteigertes Interesse an obsolet gewordenen Gegenständen und den damit verbundenen Techniken auszumachen. Eine Ausstellung in einem volkskundlichen Museum bietet sich an, denn einerseits gehört die Beschäftigung mit dem vergangenen, einstigen Alltag, der zeitlich gar nicht so weit zurückliegen muss, zum Kernbereich des Faches, andererseits ist es Teil der Aufgaben der Museen, solche Stücke zu sammeln. Zudem eröffnet eine Ausstellung, die auf die aus dem Alltag verschwundenen Gegenstände und die damit verbundenen Techniken fokussiert, den Museen die Chance, ihre verborgenen Schätze – sprich die Sammlung – der Öffentlichkeit zu präsentieren. Für den süddeutschen Raum ist für die Jahre nach 2012 beinahe schon von einem Trend zur Präsentation solcher vergessener Gegenstände auszugehen.

Die dem Begleitheft zugrunde liegende Präsentationsform in alphabetischer Reihenfolge nimmt auf, dass manche der vorgestellten Gegenstände uns heute – auch aus geringem zeitlichem Abstand, der Fokus liegt auf den letzten gut 100 Jahren – so fremd sind, dass wir ihre Bedeutung für die damalige Lebenswelt wie in einem Lexikon nachschlagen müssen, da sich ihr Sinn und Zweck uns nicht mehr erschliessen. Um den Kontext und die Bedeutungsschichten der vorgestellten Gegenstände zu vermitteln, werden regelmässig «persönliche Zitate und Alltagserzählungen» (S. 8) eingeflochten, um der Vergangenheit eine Lebendigkeit zu vermitteln sowie auf die Gebrauchsweisen, also den Umgang mit den Gegenständen einzugehen.

Doch was präsentiert sich uns nun? Jeder verschwundene Gegenstand wird auf ein bis zwei Seiten mit Abbild und kurzem Begleittext, der auf den ursprünglich intendierten Verwendungszweck hinweist, vorgestellt. Beim Durchblättern fiel mir auf, wie viele der dargestellten Gegenstände mir gänzlich unbekannt sind. Das gilt nicht nur für den titelgebenden *Addiator*, dessen Funktion sich aus der Nomenklatur ergibt, sondern auch für das Pfarrspiel, das ein kleiner Altar mit Zubehör ist, der in vielen katholischen Haushalten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch als eine Art Spielzeug zur religiösen Sozialisierung vorhanden war, wobei das Spiel damit nur den Knaben vorbehalten war (S. 63). Bei anderen Gegenständen bin ich über den ursprünglichen Verwendungszweck erstaunt. So bei den Brezelhaltern in Form von schwarzen Katzen mit hochaufgerektem Schwanz, auf den eben die Trockenbretzeln aufgereiht wurden, um Gaststuben und festliche Buffets in den 1950er und frühen 1960er Jahren zu schmücken (S. 22f.), bevor sie von anderen Präsentationsweisen verdrängt wurden. Jedoch sind mir solche Katzen – auch in antiquarischer Form – als Schmuck-, vor allem Ringhalter noch bekannt. Etwas anders liegt der Fall mit den Tonbandkassetten, die zwar mittlerweile als längst obsolete Technik des Hörens zu betrachten sind, jedoch für mich als ein typischer Gegenstand der eigenen Jugend gelten, was auch nicht anders wird durch die als exemplarisch vorgestellte Liebesgeschichte eines binationalen Paares aus den frühen 1990er Jahren (S. 24f.). Die Rezensentin sieht sich hier also direkt mit dem eigenen Alter und der Vergänglichkeit der Jugendzeit konfrontiert, was sich auch in der Technik und ihren Medien ausdrückt.

Das Begleitheft zur Ausstellung *Addiator, Hüftgürtel und Goggomobil* bietet einen amüsanten Überblick über Gebrauchsgegenstände der Vergangenheit, die durch Alltagserzählungen angereichert werden, wodurch ihre Bedeutung für den einstigen Alltag zu Tage tritt. Meret Fehlmann

## Anmerkungen

<sup>1</sup> <http://www.zeit.de/1992/28/den-alltag-dechiffrieren/komplettansicht>, 02.02.2015.

## Eingesandte Bücher

- BACHOFNER, ANDREAS: Ur-Alpen. Bildband Alp- und Bergleben in Uri. Altdorf: Gisler, 2014, 248 S., Ill.
- BAUER, KATRIN et al. (Hg.): Räume / Dinge / Menschen. Eine Bonner Kulturwissenschaft im Spiegel ihrer Narrative. Bielefeld: Transcript, 2015 (Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur, 10), 184 S.
- BAUMGARTNER, ADELHEID: Glarner Zither. Engi: Ortsgeschichtsverein, 2014, 1 CD, 104 S., Ill.
- BAUSINGER, HERMANN: Ergebnisgesellschaft. Facetten der Alltagskultur. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2015, 150 S.
- BISTER, MILENA D. et al. (Hg.): Alltag in der Psychiatrie im Wandel. Ethnographische Perspektiven auf Wissen, Technologie und Autonomie. Berlin: Panama Verlag, 2014 (Berliner Blätter, 66), 176 S.
- BRAUN, KARL et al. (Hg.): Friedenszeiten. Zum Eigensinn der Monate Januar 1913 bis Juli 1914. Marburg: Jonas Verlag, 2015, 280 S., Ill.
- BÜHLER, RUDOLF et al. (Hg.): Sprachkultur – Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2014 (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 49), 302 S., Ill.
- BUNDESAMT FÜR KULTUR (Hg.): Lebendige Traditionen ausstellen. Baden: Hier+Jetzt, 2015 (Lebendige Traditionen in der Schweiz, 1), 180 S., Ill.
- BUNDESAMT FÜR KULTUR (Hg.): Lebendige Traditionen in der urbanen Gesellschaft. Baden: Hier+Jetzt, 2015 (Lebendige Traditionen in der Schweiz, 2), 180 S., Ill.
- CAMP, MARC-ANTOINE et al. (Hg.): Reiseziel: immaterielles Kulturerbe – Destination: patrimoine culturel immatériel. Ein interdisziplinärer Dialog – Un dialogue interdisciplinaire. Zürich: Chronos, 2015, 246 S., Ill.
- DUBLER, ANNE-MARIE: Die Geschichte von Rüfenacht und Vielbringen. 2014. <http://www.ruefenacht-vielbringen.net/>
- GALLATI, MISCHA: Entmündigt. Vormundschaft in der Stadt Bern 1920–1950. Diss. Universität Zürich 2014. Zürich: Chronos, 2015 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 21), 224 S.
- GÖTZ, IRENE et al. (Hg.): Europäische Ethnologie in München. Ein kulturwissenschaftlicher Reader. Münster: Waxmann, 2014 (Münchener Beiträge zur Volkskunde, 42), 404 S.
- GRIGO, JACQUELINE: Religiöse Kleidung. Vestimentäre Praxis zwischen Identität und Differenz. Bielefeld: Transcript, 2015, 192 S.
- HELMS, DIETRICH et al. (Hg.): Typisch Deutsch. (Eigen-)Sichten auf populäre Musik in diesem unserem Land. Bielefeld: Transcript, 2014, 288 S., Ill.
- HEUTER, CHRISTOPH et al. (Hg.): Bauern-, Herren- und Fertighäuser. Hausforschung als Sozialgeschichte. Eine Freundesgabe für Thomas Spohn zum 65. Geburtstag. Münster: Waxmann, 2014 (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie, 19), 368 S., Ill.
- KAUDELKA, KARIN et al. (Hg.): Altern ist Zukunft! Leben und Arbeiten in einer alternden Gesellschaft. Bielefeld: Transcript, 2014, 170 S., Ill.
- KLEIN, INGA et al. (Hg.): Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. Bielefeld: Transcript, 2014, 308 S.
- KLEINERT, MARTINA: Weltumsegler – Ethnographie eines mobilen Lebensstils zwischen Abenteuer, Ausstieg und Auswanderung. Bielefeld: Transcript, 2014, 364 S.
- LEHNERT, GERTUDE et al. (Hg.): Modetheorie. Klassische Texte aus vier Jahrhunderten. Bielefeld: Transcript, 2014, 240 S., Ill.
- LÖTSCHER, CHRISTINE: Das Zauberbuch als Denkfigur. Lektüre, Medien und Wissen in der zeitgenössischen Fantasy für Jugendliche. Diss. Universität Zürich 2014. Zürich: Chronos, 2014 (Populäre Literaturen und Medien, 10), 191 S., Ill.

- MEYER, HOLGER et al. (Hg.): *Corpora Ethnologica Online. Strategien der Digitalisierung kultureller Archive und ihrer Präsentation im Internet*. Bielefeld: Transcript, 2014 (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 5), 320 S., Ill.
- NIEM, CHRISTINA: *Eugen Diederichs und die Volkskunde. Ein Verleger und seine Bedeutung für die Wissenschaftsentwicklung*. Münster: Waxmann, 2015 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 10), 428 S., Ill.
- NIKITSCH, HERBERT et al. (Hg.): *Hanuschgasse 3. 50 Jahre Institut für Europäische Ethnologie*. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 38), 344 S., Ill.
- OMAHNA, MANFRED et al. (Hg.): *Verarbeiten. Aufsätze und Skizzen zu gesellschaftlichen Umbrüchen in städtischen und ländlichen Räumen*. Marburg: Jonas-Verlag, 2014 (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, 18), 120 S.
- PATZEL, NIKOLA FREDERIKE: *Symbole im Landbau. Zur spirituellen Naturbeziehung in der Schweizer Agrarkultur*. München: Oekom-Verlag, 2015, 462 S.
- PESCH, DOROTHEE (Hg.): *Addiator, Hüftgürtel und Goggomobil. Verschwundene Dinge von A bis Z. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 6. April bis 12. Oktober 2014. Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld, 2014 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 50), 99 S., Ill.*
- REHM, WALTER F.: *Kantor Friedrich August Rehm. Eine Studie zur Situation mecklenburgischer Dorfschullehrer im letzten Jahrhundert der Monarchie*. Münster: Waxmann, 2015 (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 6), 242 S.
- SCHMIDT, WOLF GERHARD (Hg.): *Faszinosum ‚Klang‘. Anthropologie – Medialität – kulturelle Praxis*. Berlin: De Gruyter, 2014, 374 S.
- SCHNEIDER, INGO et al. (Hg.): *Erzählungen als kulturelles Erbe – Das kulturelle Erbe als Erzählung. Beiträge der 6. Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 1.–4. September 2010 im Universitätszentrum Obergurgl*. Münster: Waxmann, 2014 (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse, 2), 264 S.
- SCHÖNE, ANJA et al. (Hg.): *Religiosität und Spiritualität. Fragen, Kompetenzen, Ergebnisse*. Münster: Waxmann, 2014, 408 S., Ill.
- SCHWEIGKOFLE, MARKUS: *Sōka Gakkai International in Deutschland (SGI-D). Diskursanalytische Untersuchungen*. München: Utz, 2014, 416 S.
- STIEGLITZ, LEO VON et al. (Hg.): *Hin und her – Dialoge in Museen zur Alltagskultur. Aktuelle Positionen zur Besucherpartizipation*. Bielefeld: Transcript, 2015, 144 S.
- STUDER, BRIGITTE et al. (Hg.): *Die Schweiz anderswo – La Suisse ailleurs. AuslandschweizerInnen – SchweizerInnen im Ausland – Les Suisses de l'étranger – Les Suisses à l'étranger*. Zürich: Chronos, 2015 (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte), 350 S., Ill.
- TEUTEBERG, FRIEDRICH WILHELM UND HANS JÜRGEN TEUTEBERG: *Alltagsleben eines niedersächsischen Bauernsohnes vom späten Kaiserreich zur frühen Bundesrepublik*. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg, 2014, 151 S., Ill.
- TSCHOFEN, BERNHARD UND SABINE DETTLING: *Spuren – Skikultur am Arlberg*. Bregenz: Bertolini Verlag, 2014, 364 S., Ill.
- UHLIG, MIRKO et al. (Hg.): *Sinnentwürfe in prekären Lebenslagen. Interdisziplinäre Blicke auf heterodoxe Phänomene des Heilens und ihre Funktionen im Alltag*. Münster: Waxmann, 2015 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 9), Ill., 240 S.
- WEISSENGRUBER, SILVIA: *Arbeit und Kritik. Versuche alternativer Lebenspraktiken im Neoliberalismus*. Marburg: Jonas, 2015 (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, 19), 80 S.
- WILDMAIER, TOBIAS et al. (Hg.): *Populäre Musik in der urbanen Klanglandschaft. Kulturgeschichtliche Perspektiven*. Münster: Waxmann, 2014 (Populäre Kultur und Musik, 13), Ill., 216 S.
- WYL, EVA MARIA VON: *Ready to Eat. Die Schweiz entdeckt amerikanische Esskultur*. Baden: Hier+Jetzt, 2015, 280 S., Ill.